

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 Verlag Anton Pustet
5020 Salzburg, Bergstraße 12
Sämtliche Rechte vorbehalten.

Lektorat: Martina Schneider
Covergestaltung, Grafik und Produktion: Nadine Kaschnig-Löbel
Coversujet: lzt/shutterstock.com
Druck: FINIDR, s.r.o.
gedruckt in der EU

ISBN 978-3-7025-1027-5

auch als eBook erhältlich
eISBN 978-3-7025-8084-1

www.pustet.at

Bildnachweis:

Sabine Deubler: S. 8, 20, 34, 62, 76, 90, 118, 130; Privat: S. 29, 46, 55, 69, 83, 99, 104, 113, 137;
Christian Schneider: S. 19

SABINE DEUBLER

Der Bruch

Wenn
Lebenskrisen
stärken

VERLAG ANTON PUSTET

Inhalt

- 6 Vorwort**
- 9 Beinahe verstummt**
- 21 „Schwester Michaela, es ist dringend!“**
- 35 Jawid gab nicht auf**
- 47 Stillgeboren**
- 63 Ironman**
- 77 Dem Alkohol entkommen**
- 91 26 Jahre lang „schief“**
- 105 Göttin des Glücks**
- 119 Fünf Jahre obdachlos, sieben Jahre Knast**
- 131 Aufgeblüht**

Vorwort

Sie waren ihrem Schicksal ausgeliefert. Die im vorliegenden Buch vorgestellten Menschen erlebten in ihrem Leben einen schweren Bruch. Doch sie alle schafften es, wieder aufzustehen.

Als Journalistin durfte ich in den vergangenen 20 Jahren zahlreiche Menschen kennenlernen, die mich beeindruckt haben. Viele von ihnen haben Lebenskrisen durchgemacht und sind daraus gestärkt hervorgegangen. Ich wollte diese Geschichten immer hören und publizieren, um anderen Menschen in ähnlichen Situationen Mut zu machen. Als im Corona-Frühjahr 2020 auch mein Arbeitgeber Kurzarbeit einführte, begann ich mit der Arbeit für dieses Buch. Ich wollte es schon lange schreiben. Die drei Monate waren meine Gelegenheit, es zu beginnen. Michael – inzwischen mein Ehemann – unterstützte mich vom ersten Tag an. Auch im Freundeskreis, im Berufsnetzwerk und bei Vereinen halfen mir viele, die passenden Menschen für „Der Bruch“ zu finden. Was sie erlebt haben, soll zeigen, dass man aus einer schweren Zeit wieder herauskommen kann. Es geht um Themen, die in unserer Gesellschaft oft vorkommen, aber selten offen besprochen werden. So zerstört Alkoholabhängigkeit vieles, doch man kann die Sucht hinter sich lassen und neu beginnen. Eine Depression und Suizidgefahr anzuerkennen, rettet Leben und birgt die Chance, dass sich Betroffene endlich selbst lieben. Fehlgeburten können am Ende Teil einer erfüllenden Familiengeschichte sein. Eine lebensgefährliche Krankheit zu überleben, lässt leisertreten und das Leben schätzen.

Die vier Männer und sechs Frauen haben unterschiedliche Lebenskrisen erlebt, die jedem widerfahren könnten. Man spricht nur nicht gern darüber. Bei der Recherche scheiterte ich mehrmals an dieser Hürde. Umso mutiger finde ich die hier Porträtierten.

Sie lassen uns ein Stück weit in ihre Seele schauen, um damit Mitmenschen aufzubauen. Was sie zu erzählen haben, soll andere dazu ermutigen, über Scheitern zu reden. Denn das Darüber-Reden ist wichtig. Das lernte ich aufs Neue, als ich in die Lebenswelten der zehn Personen eintauchen durfte. Ob sie mir in einer adrett dekorierten Küche, in einem verrauchten Zimmerchen oder in einem freundlich eingerichteten Vereinsraum über ihren „Bruch“ im Leben erzählten – diese Frauen und Männer hatten ihr Schicksal angenommen und sich anderen mitgeteilt. Mit deren Hilfe kamen sie wieder auf die Beine. Sie sind heute stärker als zuvor. Wie ich aus persönlichen Schicksalsschlägen weiß, braucht man manchmal die Geschichten anderer Menschen, um selbst neue Perspektiven zu finden. Wenn sie es schaffen, einen zu ergreifen, machen sie Hoffnung. Dann kann auch der Mut kommen, sein eigenes Leben wieder in die Hand zu nehmen.

Ich wünsche Ihnen eine berührende Lektüre, die Ihren Lebensmut stärkt.

Ihre
Sabine Deubler

26 Jahre lang „schief“

Als sie zwölf Jahre alt ist, krümmt sich ihr Körper in eine dreifache Schiefelage. Ihr Kopf wird zur rechten Schulter gezogen, ihr Oberkörper beugt sich 90 Grad nach vorne, ihre Füße drehen sich seitlich weg. Niemand erkennt Anfang der 1980er-Jahre, dass Sabine Emeder eine neurologische Form der seltenen Krankheit Dystonie hat. Die tapfere Frau muss viel mitmachen, lässt sich von ihrer schweren, auffälligen Behinderung aber nicht kleinkriegen. Sie gründet eine Familie, geht arbeiten und ist ehrenamtlich tätig. Als sie sich 26 Jahre, nachdem sie „schief“ geworden ist, einen Hirnschrittmacher einsetzen lässt, wird sie wieder „gerade“. Neben ihrem Job engagiert sich die Salzburgerin in einer Dystonie-Selbsthilfegruppe, um anderen Betroffenen mühsame Irrwege zu ersparen.

Einmal am Tag lädt Sabine Emeder ihren Hirnschrittmacher. Mit dessen Hilfe konnte sie sich nach 26 Jahren in extrem schiefer Körperhaltung wieder aufrichten. Sie genießt es, seither kaum mehr mit dem Kopf zu wackeln und endlich wieder selbstständig gehen zu können.

Als Sabine 1969 in Salzburg zur Welt kommt, ist sie gesund. Dass sie ein Gen in sich trägt, das im Fall seiner Aktivierung eine seltene Krankheit ausbrechen lässt, ahnt niemand. Ihre Mutter kann nicht mit der Hand schreiben, doch dem schenkt man wenig Beachtung. Dass die Ursache dafür ein sogenannter Schreibkrampf ist und somit eine schwache Form von Dystonie, weiß die Familie erst seit wenigen Jahren. Bei Sabines Geburt hat keiner eine Ahnung davon, dass sie die Krankheit geerbt hat und 26 Jahre lang „schief“ leben wird müssen.

Ich war ein glückliches, lustiges Kind, habe viel gesungen und gespielt. Als ich eineinhalb Jahre alt war, kam meine jüngere Schwester auf die Welt. Sie war die Laute, ich hingegen wollte meinen Eltern gefallen und war sehr brav und gut in der Schule. Ich war ein Bewegungstalent. In der Jahnturnhalle habe ich jede Woche zwei Mal geturnt, das war toll. Als Vierjährige durfte ich schon mit den Zwölfjährigen mitturnen. Besonders begabt war ich im Geräteturnen.

Mit vier Jahren fährt Sabine wie so viele Salzburger Kinder in den 1970ern schon Ski und bricht sich den linken Fuß. Durch den Unfall wird ihr Dystonie-Gen aktiviert – was sie erst als Mitttdreißigern erfahren wird. Als der Gips herunterkommt, kann sie ihren Fuß nicht mehr hochheben, was fortan so bleibt. Das sportliche Mädchen lässt sich davon jedoch nicht arg einschränken.

Wir sind viel Skifahren, Rollerskaten und Radfahren gegangen. Geturnt habe ich auch weiterhin. Ich war total auf der Bewegungswelle. Mein linker Fuß machte mir nicht viele Probleme. Er ließ sich nur nicht mehr hochheben.

Es ist wieder beim Skifahren, als acht Jahre nach dem Beinbruch 1982 Sabines Krankheit ausbricht. Sie ist damals zwölf Jahre alt. Beim Wedeln auf der Skipiste stürzt sie immer wieder. Sie kann ihre Füße nicht gut zusammenhalten. Abends im Zimmer ist sie plötzlich schockiert: Sie will mit ihren Klassenkameradinnen auf

der Bettumrandung balancieren und einen Spagat machen, doch es geht nichts mehr.

Meine Eltern waren gerade auf Skiurlaub, darum hat mich mein Onkel abgeholt. Als er mich gesehen hat, hat er gesagt: „Sabine, was ist mit dir los? Du gehst ja wie eine Ente und bist komplett schief.“ Ich habe mir gedacht, das gibt es ja nicht. Aber er hat mich vor einen Spiegel gestellt und tatsächlich: Mein Kopf war auf die rechte Seite gezogen. Mein Po auf die linke. Meine Schultern waren schief nach vorne und meine Beine eigenartig gekrümmt.

Sabines Eltern kommen heim und gehen sofort mit ihr ins Kinderspital. Der erste Arzt, der sie untersucht, meint, sie habe sich die schiefe Körperhaltung von jemandem „abgeschaut“. Und sie mache das jetzt einfach nach. Erst der nächste Arzt stellt eine dreifache Skoliose mit Beckenschiefstand und zur Seite gekippten Beinen fest. Woher die plötzlich kommt und wie sie behandelt werden kann, darüber herrscht im Spital Rätselraten. Es gibt keinen ähnlichen Fall. Das Mädchen kommt zum ersten Mal zehn Tage ins Spital und liegt mit zehn anderen Kindern im Zimmer. Nur zwei Stunden am Tag dürfen Eltern auf Besuch kommen. Die kleine Schwester darf nur durch das Fenster hereinschauen, weil sie noch nicht zwölf ist. Sabines Odyssee beginnt.

Sie führten mit mir Sachen auf, die ich noch nie in meinem Leben erlebt hatte. Ich habe mich vor einem Gremium in einem Hörsaal voller Studenten nackt ausziehen müssen. Nur in Unterhose musste ich vor ihnen auf- und abgehen. So eine Erniedrigung hält man fast nicht aus. Dann wurde immer über „sie“ gesprochen: „Sie hat dieses Symptom.“ „Außerdem weist sie dies auf.“ Und so weiter. Alle Studenten und Ärzte haben mich angeschaut. Man kann sich das gar nicht vorstellen (stockt). Das habe ich lange weggesperrt.

Beim Spitalspsychiater musste ich meine Familie malen. Da ich Sabine heiße, haben mich meine Eltern und Freunde oft Biene genannt. Also habe ich mich als Biene gemalt. Der Psychiater hat

das so interpretiert, dass ich davonfliegen will, weil ich in meiner Familie unterdrückt werde.

Eine neurologische Ursache für Sabines 90 Grad nach vorne gebeugte Körperhaltung, das Wackeln ihres Kopfes und ihre Krämpfe zieht niemand in Betracht. Ihre Eltern setzen Himmel und Hölle in Bewegung, damit ihrer Tochter geholfen wird. Doch anstatt die Symptome zu lindern, verursachen die weiteren Spitalsaufenthalte vor allen Dingen Traumata.

Das waren nicht unbedingt die Highlights meines Lebens. In der orthopädischen Klinik Gersthof in Wien habe ich den Ernst des Lebens gesehen: Amputierte Leute und Kinder mit Krebs in allen möglichen Körperteilen. Das war für mich Zwölfjährige schrecklich. Ein schlimmes Erlebnis war, dass mir die Ärzte zehn Zentimeter lange Nadeln in den linken Oberschenkel trieben. Damit wollten sie die Nervenleitgeschwindigkeit messen. Es würgt einen, wenn man dran denkt. Als ich geweint habe, sagten die Ärzte: „Führ dich nicht so auf. Sei nicht so wehleidig.“ Sie haben mich erfolglos am Oberschenkel operiert und heimgeschickt. Es hieß, ich habe eine psychosomatische Störung, mir fehle nichts. Ich kam in die Kinderpsychiatrie im AKH Wien. Die Ärzte sagten: „Deine Eltern kommen erst wieder, wenn du gerade gehst.“ Meine Eltern haben geweint, ich habe geschrien und die Tür ging zu. Vor lauter Angst habe ich mich im Besenkammerl versteckt und gedacht „Ich sehe sie nie wieder.“ Dann habe ich mich natürlich bemüht! Während der vielen Therapien habe ich mich mit der bösesten Schwester angefreundet und meinen ersten Freund gehabt. Ich war darauf eingestellt, dass ich dort bleibe. Fünf Wochen lang durfte ich meine Eltern nicht sehen und sprechen. Die anderen Kinder waren aus Wien und fuhren am Wochenende heim. Nur ich musste dortbleiben.

Die Narben der kinderverachtenden Behandlung wird Sabines Seele noch jahrzehntelang aufweisen. Sie weiß gar nicht alles, was damals passiert ist. Auch sie wurde von Kinderarzt Franz Wurst



© Anita Ledersberger Photography

Sabine Deubler

Mag., ist Redakteurin bei den Salzburger Nachrichten. In ihrer 20-jährigen Journalistinnentätigkeit und als Alleinerzieherin lernte sie viele Menschen kennen, die nach Lebensbrüchen stärker waren als zuvor. Sie lebt mit ihren Kindern und ihrem zweiten Mann in Salzburg und am Chiemsee.